

Die entmannte Männergesellschaft.

Kriegsgefangene im Ersten Weltkrieg

Erstmals in der Geschichte der Kriegführung wurde die Kriegsgefangenschaft zwischen 1914 und 1918 zu einem Massenphänomen, das alle bis dahin bekannten Größenordnungen in den Schatten stellte. Insgesamt dürfte es sich während des Ersten Weltkriegs um über acht Millionen Gefangene in den verschiedenen Kombattantenstaaten gehandelt haben.¹ Für das Deutsche Reich ist von einer Zahl von knapp 2,5 Millionen ausländischen Kriegsgefangenen auszugehen. Bereits ein Jahr nach Kriegsbeginn waren zwei Millionen Soldaten der Alliierten in deutscher bzw. österreichischer Gefangenschaft.

Anders sah es in den Staaten der Entente aus. Deutsche Soldaten gerieten mehrheitlich erst im letzten Kriegsjahr in das Gewahrsam der Entente. Geradezu explosionsartig nahm die Zahl der sich ergebenden deutschen Soldaten zwischen Juli und November 1918 zu.² Ein ähnliches Bild ergibt sich für Frankreich, wo sich gegen Kriegsende rund 425.000 Deutsche in Gefangenschaft befanden.³ Eine „moderne“ Qualität erhielt auch der Umgang mit ausländischen Zivilisten, die kurz nach Kriegsbeginn weltweit als „Feindstaatenausländer“ oder „enemy aliens“ interniert wurden – teils in separaten Lagern, teils mit den Kriegsgefangenen zusammen. Der deutschstämmige Kellner eines Pariser Restaurants war davon ebenso betroffen wie der englische Professor, der sich bei Kriegsausbruch auf einer Vortragsreise im Deutschen Reich aufhielt.

Kriegsgefangene und Zivilinternierte waren infolge ihres Status als entwaffnete Soldaten der Möglichkeit beraubt, das bürgerliche Ideal des Kämpfers und heimatlichen Beschützers zu erfüllen.⁴ Die zeitgenössische Zuschreibung des Männlichkeitskonstrukts Mann-Soldat beinhaltete, dass dieser dem ihm unterstellten Kampfbedürfnis und der gesellschaftlichen Wehrhaftigkeit jederzeit nachkommen konnte, was Kriegsgefangene einem latenten Rechtfertigungsdruck aussetzte. Die Kriegsgefangenen meinten sich in doppelter Hinsicht abgrenzen zu müssen: einmal gegenüber dem hegemonialen Deutungsanspruch der Frontsoldaten als „Elite der Kriegsgesellschaft“ und auf der anderen Seite gegenüber dem verspürten Rechtfertigungsdruck aus der Heimat. Dieser „doppelten Geschlechterkonkurrenz“ versuchten sie mit einer mehr oder minder intensiven publizistischen Tätigkeit zu begegnen – größtenteils erfolglos.

1. Kämpfer – nicht Opfer

Nach der Ankunft der ersten Gefangenen in den Lagern im Herbst 1914 bildeten sich innerhalb weniger Monate soziale Gruppenstrukturen heraus. Das Gemeinwesen der Lagerwelt gewann Konturen durch gemeinsame Normen und ein kollektives Bewusstsein. In dieser Situation entstanden in zahlreichen Stammlagern sowohl in Deutschland als auch in

¹ Vgl. Rüdiger Overmans [Hrsg.]: In der Hand des Feindes. Kriegsgefangenschaft von der Antike bis zum Zweiten Weltkrieg, Köln 1999, S. 9, Franz Scheidl: Die Kriegsgefangenschaft von der ältesten Zeit bis in die Neuzeit, Berlin 1943, S. 97

² Benjamin Ziemann: Fahnenflucht im deutschen Heer 1914-1918, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 55 (1996), S. 129.

³ Scheidl, S. 96f.

⁴ Während Kriegsgefangene in der bisherigen Forschung vorwiegend als Opfer wahrgenommen wurden (unter entsprechender Hinzuziehung ausschließlich behördlicher Akten), widmet sich dieser Beitrag den diskursiven Strategien der Kriegsgefangenen, indem er deren aus den Lagerzeitungen und weiteren Dokumenten gewonnenen Selbstzuschreibungen einbezieht.

den Lagern der Entente-Staaten von den Gefangenen herausgegebene Lagerzeitungen. Diese unterlagen prinzipiell der Zensur der Kommandantur, die aber nur dezidiert politische bzw. militärische Inhalte beanstandete. Den Lagerzeitungen kam die Funktion eines kollektiven Konstrukts zu, das mit den Wahrnehmungen anderer Gruppen der Kriegsgesellschaft in Beziehung trat und als Medium für den Standpunkt der Kriegsgefangenen diente. Aus dieser besonderen Publikationsform lassen sich die prägenden Erfahrungen der Kriegsgefangenschaft ablesen, die sich von den Kriegserfahrungen z.B. der Frontsoldaten fundamental unterschieden.

Die Motivation zur Herausgabe einer Lagerzeitung lag vorrangig in deren Außenwirkung: Wer ein solches Blatt herausgab, der hatte sich noch nicht aufgegeben, der vermittelte Aktivität und war prinzipiell an kommunikativen Beziehungen interessiert. Ob die Redakteure danach noch weiter auf die „Leistungen“ der Kriegsgefangenen im Lager eingingen, spielte eine eher untergeordnete Rolle. In den einzelnen Texten selbst musste das Ziel der Legitimation bzw. Selbstbehauptung nicht mehr einfließen, allein die Existenz dieser Publikationsform erfüllte ihren Zweck – trotzdem ist die Legitimationsfunktion oft mit Händen zu greifen. Der vermeintliche Zwang, sich gegenüber den Frontsoldaten oder auch der so genannten Heimatfront, also der zivilen Öffentlichkeit als „kriegstaugliche“ Gruppe zu präsentieren, durchzieht die Lagerzeitungen aller Jahrgänge. Bezeichnend ist, dass der Akt der Gefangennahme darin nirgends thematisiert wird. Offenbar empfand man Scham über dieses Ereignis, das die ehemaligen Frontsoldaten im allgemeinen Empfinden zu Soldaten „zweiter Klasse“ machte. Sowohl die traumatisierten *Shell-Shock*-Opfer⁵ als auch die Kriegsgefangenen wichen von der gesellschaftlichen Norm des „echten Mannes“ ab. Für letztere kam es daher ganz besonders darauf an, sich in Zeiten der kämpferischen Passivität charakterlich-mental fortzuentwickeln. Man wollte dem Gegner die eigene moralische und charakterliche Überlegenheit beweisen.

Neben der Dokumentation der eigenen Tätigkeit für die Angehörigen in der Heimat und als Erinnerung für die Zeit nach Kriegsende sind zwischen 1914 und 1918 zwei weitere Motive zu beachten, die die Lagerzeitungen kennzeichnen: die eigene psychische Stabilisierung, durch die die Gefangenen ihre Zeit mit der Lektüre und Herausgabe einer Zeitung kompensierten. Journalistische Tätigkeiten immunisierten die Redakteure gegenüber der so genannten Stacheldrahtkrankheit, der Neurasthenie. Schließlich ist die naheliegende Funktion der unmittelbaren Informationsvermittlung an die Mitinsassen und an Gefangene auf auswärtigen Kommandos zu erwähnen. Doch warum dies alles? Warum gab es während des Weltkriegs die millionenfachen Anstrengungen, neben den alltäglichen Verrichtungen publizistisch tätig zu werden? Die schlichte Erklärung der räumlichen Distanz zwischen Front und Heimat allein reicht nicht aus, um dieses Phänomen zu charakterisieren. In den meisten Fällen waren Motive für den kommunikativen Schub der Jahre 1914 bis 1918 verantwortlich, die die reine Informationsfunktion überlagerten. Die Kriegsgefangenen konstruierten in den Lagerzeitungen ein Selbstbild, das sie über diese Medien der Heimatöffentlichkeit vermittelten. Zahlreiche Veröffentlichungen belegen, dass mit dem Kriegsausbruch das gesellschaftliche Rechtfertigungsbedürfnis wuchs: Jeder einzelne versuchte – sofern er nicht Pazifist war – sich über seinen Platz in der Kriegsgesellschaft zu vergewissern und dies der Öffentlichkeit des eigenen Landes – oder ggf. Teilöffentlichkeiten – zu kommunizieren.⁶ Hieraus spricht das Bedürfnis nach emotionaler Verständigung, denn die meisten Schreiber griffen auf Bilder bzw. Symbole zurück, die im nationalen Kulturkreis als bekannt voraus gesetzt werden durften. Der kaum hinterfragte Legitimationsdruck zeigt, wie weit akzeptiert

⁵ George L. Mosse: *Shell-shock as a Social Disease*, in: JCH 35 (2000), S. 101-108.

⁶ Moritz Föllmer: *Machtverlust und utopische Kompensation. Hohe Beamte und Nationalismus im Ersten Weltkrieg*, in: ZfG 49 (2001), S. 598.

die Vorstellung war, dass es sich um einen modernen Krieg von Nationen – und nicht nur von Armeen – handelte. Jedes Individuum war hiervon erfasst, so dass die kommunikativen Ausprägungen die These vom modernen Massenkrieg stützen.

Das in den Lagerzeitungen des Ersten Weltkriegs vorgefundene Rechtfertigungsbedürfnis bildete den fundamentalen Unterschied zur Lagerpresse des Zweiten Weltkriegs. Insbesondere die Selbstwahrnehmung der deutschen Gefangenen unterschied sich beträchtlich: Nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus fiel es den deutschen Kriegsgefangenen leicht, sich selbst in einen allgemeinen „Viktimisierungs-Diskurs“⁷ einzubetten und die Rolle der Opfer zu beanspruchen. In der Weimarer Republik hingegen lehnten die Kriegsgefangenen die Opferrolle noch strikt ab und pochten auf ihren männlich-kämpferischen Status als vollwertige Frontsoldaten. Eine Re-Maskulinisierung wie in den 1950er Jahren erübrigte sich vor diesem Hintergrund.

2. Geschlechterbeziehungen in der Männergesellschaft

Eine Karikatur im *Le Journal du Camp d'Ohrdruf* zeigt eine große Anzahl von Kriegsgefangenen, die von der Innenseite des Lagerzauns nach draußen starren und dabei Zulauf von herbeieilenden Kameraden erhalten. „Une Femme Passa!“ ist dieses Bild unternitelt und zusätzlich mit satirischen Reimen versehen. Demnach habe eine blonde deutsche Passantin den Massenaufmarsch der Kriegsgefangenen verursacht und auf diese wie eine Außerirdische gewirkt.⁸ Der Anblick einer Frau war in den Lagern etwas Exotisches, das die Gefangenen immer wieder schmerzlich an den eingeschränkten Außen- und Heimatkontakt erinnerte. War die räumliche Trennung von Familie und Angehörigen vor allem ein psychisches Problem, so äußerte sich der fehlende Kontakt zum anderen Geschlecht sowohl auch physisch. Frauen bekamen die Gefangenen im Lager nur in seltenen Fällen zu Gesicht, beispielsweise, wenn es sich um Dolmetscherinnen oder anderweitig eingesetztes ziviles Personal handelte. Auf den Arbeitskommandos in landwirtschaftlichen Betrieben waren Kontakte hingegen nichts Außergewöhnliches. Für die Zivilinternierten gab es zudem eingeschränkte Besuchsmöglichkeiten für Ehefrauen, die aber wegen der oft aufwändigen Anreise nur in seltenen Fällen wahrgenommen werden konnten.⁹

Die Geschlechterbeziehungen spielten eine weit über die rein sexuelle Ebene hinaus gehende Rolle. Allerdings sind die Quellen äußerst zurückhaltend, was die Beschreibung von sexuellen Handlungen bzw. Kompensationshandlungen betrifft. Kein Kommandant konnte ein Interesse daran haben, ausführliche Akten über das Sexualleben der Insassen „seines“ Lagers anzulegen. Und auch unter den Gefangenen selbst wurde das Thema zumindest nach außen hin nicht kommuniziert. Rucker sieht die Problematik der Kriegsgefangenen im Zusammenhang mit den „*cases of self-pollution and worse*“, die in Klöstern, Gefängnissen und unter Seeleuten anzutreffen seien. Die Verbreitung pornographischer Bilder war dabei noch eine vergleichsweise harmlose Form. Schwerer wogen erzwungene homosexuelle Handlungen und Vergewaltigungen jüngerer Gefangener.¹⁰ Vischer konstatiert, ein Urteil

⁷ Karen Hagemann: Heimat – Front. Militär, Gewalt und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege, in: dies./Stefanie Schüler-Springorum [Hrsg.]: Heimat – Front: Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege, Frankfurt; New York 2002, S. 39.

⁸ *Le Journal du Camp d'Ohrdruf* Nr. 9 v. 13. Juni 1915, S. 5.

⁹ Beispielsweise war die Besuchsmöglichkeit für in Großbritannien lebende Ehefrauen auf der Isle of Man gegeben.

¹⁰ An Insight into Civilian Internment in Britain during World War I from the Diary of Richard Noschke and a short Essay by Rudolf Rucker, Maidenhead ²1998, S. 58f. Besonders in den Zivilistenlagern, in denen auch männliche Jugendliche interniert waren, kam es nach Ruckers Angaben des öfteren zu Fällen von „*direct pathological perversion*“.

über homosexuelle Handlungen und Onanie sei schwer zu fällen, doch dürfte es vor allem in den ersten beiden Kriegsjahren zu häufigen „Exzessen“ gekommen sein. Im dritten und vierten Kriegsjahr sei das Bedürfnis nicht mehr so stark ausgeprägt gewesen – auch dies offenbar ein neurasthenisches Symptom.¹¹ Empirisch belegt ist keine dieser Feststellungen. Die mangelnde Privatsphäre dürfte mitverantwortlich zu machen sein, wenn es um die Unterdrückung der sexuellen Triebe ging. Zudem ist davon auszugehen, dass diese sich reduzieren konnten, wenn der Kriegsgefangene ohnehin unter mangelnder Antriebskraft aufgrund neurasthenischer oder dystrophischer Symptome litt.

Allerdings traten die kompensatorischen Versuche an einer anderen Stelle offen hervor, wobei hierzu wiederum die Lagerzeitungen Aufschlüsse geben. Wiederholt berichten sie über die Theateraufführungen, die ohne die weiblichen Rollen nicht auskamen. Deren Besetzung scheint weit mehr als eine pflichtgemäße Notwendigkeit gewesen zu sein, denn es fällt auf, dass sich hier ein „Spezialistentum“ herausbildete: Beim „Theater ohne Frau“¹² übernahmen immer wieder dieselben männlichen Darsteller weibliche Rollen, was die Lagerzeitungen intensiv kommentierten. Wichtigstes Kriterium war eine authentische weibliche Erscheinung, die es auf der Bühne an nichts fehlen lassen und vor allem „keine Illusionen rauben“ durfte.¹³ Es war eine aufwändige Prozedur, durch die sich die männlichen Schauspieler in Frauencharaktere verwandelten:

Der Zuschauer sieht dem Kuenstler ja nicht immer ins Gesicht, und es laesst sich kaum umgehen, dass auch zeitweilig die Hinterfront zur Geltung kommt. Dann ach und weh, wenn sie enttaeuscht und aalglatt ist; das verzeiht das Publikum den Herren `Damen´ nie. Drum ruempfe nicht die Nase, edler Kuenstler, und umguerte dich flugs mit Polstern, veredle deine Formen als Weib. Du magst schauspielerisch enttaeuschen, aeusserlich nicht.¹⁴

Der Theaterbesuch war für die Gefangenen offenbar weit mehr als ein kulturelles Ereignis. Hier wurden sexuelle Phantasien von Akteuren und Zuschauern ausgelebt. Die Kritiken überschlugen sich, wenn eine weibliche Rolle auch nur halbwegs glaubhaft besetzt war – Damendarsteller erhielten durchweg wohlwollende Kritiken.¹⁵ Neben den zahlreichen Travestien boten gesellige Veranstaltungen die Gelegenheit, sich der Illusion des heterosexuellen Umgangs hinzugeben. Hierbei war es an der Tagesordnung, dass die Gefangenen miteinander tanzten und den so lange entbehrten Körperkontakt herbeiführten.¹⁶ Die Travestie eines solchen „Kantinenballs“ beschreibt ein Gedicht auf der Titelseite der *Stobsiade*:

Weiberhüte, weisse Blusen,
Seidne Strümpfe, offene Blusen:
Bursche in Verkleidung.
In der Röcke offenen Schlitzen
Sieht man Spitzenhöschen blitzen.
Leider Bursche nur. – Oho!
Jauchzt das Pikkolo.

¹¹ A. L. Vischer: Die Stacheldraht-Krankheit: Beiträge zur Psychologie des Kriegsgefangenen, Zürich 1918, S. 18 u. 23.

¹² Hermann Pörzgen: Theater ohne Frau. Das Bühnenleben der kriegsgefangenen Deutschen 1914-1920, Königsberg; Berlin 1933.

¹³ *Das Schleierlicht. Blätter für Lagerkunst- und können* Nr. 2 v. 4. Juni 1916.

¹⁴ *Quousque Tandem* v. November 1915.

¹⁵ *Knockaloe Lager-Zeitung* Nr. 2 v. 18. November 1916: „Nach monatelanger Pause am 12. Oktober endlich eine Variete-Vorstellung in Cpd. [Compound] 2, und zwar eine völlig gelungene. Aus dem reichhaltigen Programm muss man vor allem die Leistung des Herrn Gerald hervorheben, der als spanische Sängerin auftrat. Stimme, Figur, Bewegungen täuschten uns das beinahe unbekannt gewordene zarte Geschlecht vor.“

¹⁶ *Die Lagerlaterne* Nr. 5 v. 16. Juli 1916.

Zumindest für einige Stunden scheinen die Gefangenen ihrer Autosuggestion erlegen gewesen zu sein. „Alles Leid, das uns durchrüttelt, ist im Tanze abgeschüttelt“ – doch hatte die Trennung vom weiblichen Geschlecht tiefergehende Ursachen und war nicht durch kurzzeitige Realitätsflucht zu beseitigen. Das Fehlen von Frauen hatte Auswirkungen auf den Umgang innerhalb dieser Männergesellschaften. Einerseits ermöglichte es den – in dieser Beziehung homogenen – Gruppen von Gefangenen, sich solidarisch gegenüber der Lagerleitung zu verhalten und das Band der Kameradschaft – wie auch immer idealtypisch definiert – hochzuhalten. Auf der anderen Seite beobachteten die Gefangenen selber eine zunehmende Verrohung im zwischenmenschlichen Umgang, einen Mangel an Emotionalität, wie Ketchum es bezeichnet.¹⁷ Noch bedeutsamer aber war die Wahrnehmung und das Selbstbild, das diese frauenlose Gesellschaft produzierte. Denn dem Ideal des Kämpfer-Beschützers, der der Heimat als Soldat seinen ritterlichen Schutz gewährte, konnten die Gefangenen nun nicht mehr nacheifern. Ihre Männergesellschaft war geradezu zweifach entmannt: entwaffnet und der Gelegenheit zur Ausübung der Sexualität gleichermaßen beraubt.

Die zeitgenössische Zuschreibung des Männlichkeitskonstruktes Mann-Soldat beinhaltete, dass dieser dem ihm unterstellten Kampfbedürfnis und der gesellschaftlichen Wehrhaftigkeit jederzeit nachkommen konnte. Insbesondere in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg verstärkte sich das maskuline Ideal vom „harten Mann“.¹⁸ Während des Krieges führte dies in den Augen der kämpfenden Truppe zu einem eheähnlichen Verhältnis zwischen männlich konnotierter Front und weiblich konnotierter Heimatfront, wobei die gängigen Wertvorstellungen und Rollenmuster beibehalten wurden: Der aktive Part kam dem Mann/Frontsoldaten zu, während die Frau/Heimatfront in ihrer passiven Rolle beschützt werden musste – was der Kriegsrealität mit ihrer Tendenz zur Auflösung dieses Gegensatzes nicht mehr entsprach.¹⁹ Krieg wurde schließlich in ganz Europa geführt – und nicht nur in einem schmalen Streifen entlang der Frontlinie.²⁰ Dennoch leitete sich aus den tradierten Vorstellungen ein Dominanzanspruch der Front ab, der aus den bürgerlichen Geschlechterbeziehungen resultierte und in ein militärisch-kriegerisches Leitbild für die gesamte Kriegsgesellschaft mündete. Diese Geschlechterhierarchie war zu Zeiten des industriell geführten Massenkriegs durch neue Rollenzuweisungen für die arbeitenden Frauen bedroht. Die Kriegsgefangenen trugen aber in der Wahrnehmung der Heimat zur Auflösung der Geschlechterordnung bei, da sie als Beschützer der weiblich konnotierten Heimatfront ausfielen – doch gerade dagegen versuchten sie sich diskursiv zu wehren. Außerdem leistete die Kriegsgefangenschaft – zumindest in der Theorie – der Verweichlichung durch ein zu Kriegszeiten ungewöhnlich hohes Maß an Sicherheit vor unmittelbaren Kampfeinwirkungen Vorschub. Ähnlich wie gegenüber Fahnenflüchtigen, „Kriegszitterern“ und

¹⁷ J. Davidson Ketchum: *Ruhleben: A Prison Camp Society*, Toronto 1965, S. 307 u. 323.

¹⁸ Markus Funck: *Bereit zum Krieg? Entwurf und Praxis militärischer Männlichkeit im preußisch-deutschen Offizierkorps*, in: Karen Hagemann/Stefanie Schüler-Springorum [Hrsg.]: *Heimat – Front: Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege*, Frankfurt; New York 2002, S. 82f.

¹⁹ Vgl. Jean H. Quataert: *Women's Wartime Services Under the Cross: Patriotic Communities in Germany, 1912-1918*, in: Roger Chickering/Stig Förster [Hrsg.]: *Great War, Total War: Combat and Mobilization on the Western Front, 1914-1918*, Cambridge 2000, S. 459.

²⁰ Mitunter waren auch die Kriegsgefangenen selbst direkt in die Kampfhandlungen einbezogen, beispielsweise wenn sie zu frontnahen Arbeiten herangezogen wurden oder wenn die Front wie im Falle Freiburgs buchstäblich ausgeweitet wurde: Hier errichtete der Magistrat ein Kriegsgefangenen-Lager in der Stadtmitte, um feindliche Bomber fernzuhalten. Christian Geinitz: *The First Air War against Noncombatants. Strategic Bombing of German Cities in World War I*, in: Roger Chickering/Stig Förster [Hrsg.]: *Great War, Total War: Combat and Mobilization on the Western Front, 1914-1918*, Cambridge 2000, S. 217.

Selbstverstümmeln bestand der latente Vorwurf, sich den Kampfhandlungen zu entziehen.²¹ Auch in deutschen Feldzeitungen wurden jene Männer als feige und feminine Drückeberger diffamiert, die nicht mit in den Krieg gezogen waren – verbunden mit einem wachsendem Rechtfertigungsdruck bei jenen, die nicht aktiv am Kampf teilnahmen.²² Bei den französischen und britischen Soldatenzeitungen scheint dieser Bezug auf harte Männlichkeit und soldatische Ehre weniger ausgeprägt gewesen zu sein, was einen generellen Hinweis auf das Männerideal in den einzelnen Nationen geben kann.²³

Die Kombination von Männlichkeit und Gewalt war bei den Kriegsgefangenen aufgehoben. Sie mussten daher andere Mechanismen entwerfen, die ihnen die Erfüllung kriegerischer Normen erlaubte. Die Beschreibung der Zeit im Lager als schikanös und qualvoll war eines jener Mittel. Dem Leiden im Lager wurde dabei eine Läuterungsfunktion beigemessen, die derjenigen an der Front in nichts nachstand. Eine andere Strategie bestand darin, die Zeit im Lager als sinnvoll genutzt darzustellen. Während von den Frontsoldaten das Bild der Schützengrabengemeinschaft konstruiert wurde, machten sich die Kriegsgefangenen daran, ihre Männergemeinschaft als moralisch wertvoll zu interpretieren. Die Sinnstiftung sollte dabei über das Vehikel der Charakterformung unter den besonderen Herausforderungen der „Feindbedingungen“ erfolgen (s.u. Kap. 4). Die reale Erfahrung zeigte allerdings, wie verletzlich und zerbrechlich auch das männliche Individuum im Krieg war, wobei die Neurasthenie unter den Gefangenen hierfür deutliche Hinweise liefert. Gleichzeitig galt es, diese Erfahrungen in den Griff zu bekommen, denn schließlich definierten sich die Gefangenen immer noch als Männer und als Soldaten, die einem patriarchalischen Selbstverständnis folgten. Wärme und Geborgenheit, also die weiche Seite der Kriegsgefangenschaft, lebten die Gefangenen andererseits ebenso aus wie die Frontsoldaten.²⁴ Diese Erfahrungen bildeten die Basis für das nach dem Krieg hervortretende Bild der Lagergemeinschaft mit ihrem stark verklärten Zusammengehörigkeitsgefühl. Dennoch: Das Männlichkeitsideal wirkte auch unter den Kriegsgefangenen normativ, obwohl diese ihre „Satisfaktionsfähigkeit“ in der Kriegsgesellschaft prinzipiell eingebüßt hatten.²⁵ Der Ausweg bestand darin, die Männlichkeitsideale des Frontsoldaten zu imitieren oder auf anderem Gebiet ein hohes Maß an Selbstachtung und Außenwahrnehmung zu erlangen. Die Quellen legen den Schluss nahe, dass insbesondere die deutschen Kriegsgefangenen – und mehr noch die vorwiegend bürgerlichen deutschen Zivilinternierten – dem männlichen Kämpferideal nacheiferten.

²¹ Eckart, Wolfgang U.: Kriegsgewalt und Psychotrauma im Ersten Weltkrieg, in: Günter H. Seidler/Wolfgang U. Eckart [Hrsg.]: Verletzte Seelen. Möglichkeiten und Perspektiven einer historischen Traumaforschung, Gießen 2005, S. 85-105, hier S. 95. Im Extremfall tauchte in diesem Diskurs der Begriff der Minderwertigkeit auf, von dem sich die Kriegsgefangenen in jedem Fall distanzieren wollten. Der Kriegspsychiater Max Nonne sprach in Bezug auf Behinderte von einer „negativen Auslese“: „Die besten werden geopfert, die körperlich und geistig Minderwertigen, Nutzlosen und Schädlinge werden sorgfältig konserviert [...]“ Zit. n. Eckart, S. 87.

²² Robert L. Nelson: Deutsche Kameraden – Slawische Huren. Geschlechterbilder in den deutschen Feldzeitungen des Ersten Weltkrieges, in: Karen Hagemann, Karen/Stefanie Schüler-Springorum [Hrsg.]: Heimat – Front: Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege, Frankfurt; New York 2002, S. 95. Eine generelle „Verweichlichung“ schrieben die deutschen Feldzeitungen den gegnerischen Nationen zu, wobei die kämpfende Truppe jeweils aufgrund eines unterstellten gemeinsamen militärisch-männlichen Leitbildes in der Regel hiervon ausgenommen war.

²³ Nelson, S. 103.

²⁴ Thomas Kühne: „...aus diesem Krieg werden nicht nur harte Männer heimkehren.“ Kriegskameradschaft und Männlichkeit im 20. Jahrhundert, in: Thomas Kühne [Hrsg.]: Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt; New York 1996, S. 181.

²⁵ George L. Mosse: Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit, Frankfurt 1997, S. 143.

3. Kampf- und Opferbereitschaft in den europäischen Vorkriegsgesellschaften

Welche Motive ließen Männer an den Heldentod auf dem Schlachtfeld glauben? Wie kam das Bedürfnis nach persönlicher Selbstbestätigung durch Kampf und Todesgefahr zustande? Zumindest in bürgerlichen Kreisen – und mit diesen haben wir es bei den Autoren der Lagerzeitungen zu tun – herrschte das Gefühl vor, am Rad der Weltgeschichte mitdrehen zu müssen, denn dass es sich beim „Großen Krieg“ um ein welthistorisches Ereignis handelte, stand außer Frage. Wie neuere Forschungen belegt haben, war die Kriegsbegeisterung der ersten Augusttage vornehmlich ein städtisch-bildungsbürgerliches Phänomen und fehlte in ländlichen Gegenden fast vollständig. Doch existierte trotz allem eine weit verbreitete mentale Disposition, die beispielsweise die Kriegsgefangenen in ihren Bann zog und sie bewog, ihre Kampf- und Opferbereitschaft gegenüber der heimischen Kriegsgesellschaft zu bekunden. Die Propagandamaschinerie tat in den europäischen Staaten ein Übriges, um den gesellschaftlichen Erwartungsdruck gegenüber individuellem Handeln zu erhöhen. Plakate und Zeitungsartikel forderten jeden Einzelnen zum Eintritt in die Armeen oder zumindest zur Zeichnung von Kriegsanleihen als ziviler Form der Kriegsunterstützung auf.²⁶ Bei der latenten Kampfbereitschaft handelte es sich keineswegs um ein rein deutsches Deutungsmuster, wie die verengende Vorstellung vom „preußischen Militarismus“ nahe legen könnte. Vielmehr waren Militarisierungstendenzen eine typische Reaktion auf gesellschaftliche oder politische Herausforderungen und zeugen von tiefgreifenden Modernisierungsverunsicherungen, die sich allerdings angesichts des spezifischen deutschen Modernisierungsschubs im ausgehenden 19. Jahrhundert in besonderer Weise manifestierten.

Das Bild des heroischen Vaterlandsverteidigers war in den europäischen Vorkriegsgesellschaften fest verankert und hatte je nach nationaler Erfahrung und Deutung eine längere Tradition und eine unterschiedliche Intensität. In Deutschland waren es die durch die rapide Industrialisierung hervorgerufenen innergesellschaftlichen Probleme und die Furcht vor dem sozialen Abstieg, die in weiten Teilen des Bürgertums Verbreitung fanden. In Frankreich dagegen wirkte die Kriegsniederlage von 1870/71 nach. Ökonomische Krisen und das Gefühl, dass Frankreich „in einer Ära des imperialistischen Wettlaufs um Kolonien“ an Boden verlor, trugen dort zur Krisenwahrnehmung bei.²⁷ Bedrohungsszenarien mit Blick auf den Nachbarn östlich des Rheins waren in den unmittelbaren Vorkriegsjahren allgegenwärtig. Französische Schulbücher zeichneten seit ca. 1905 ein Bild zunehmender Kriegserwartung. Man ging von einer krisenhaften Zuspitzung der internationalen Lage aus.²⁸ Dieses Krisenbewusstsein wurde zur dominierenden außenpolitischen Konstante der französischen Politik zu Beginn des 20. Jahrhundert.²⁹ Die ursprüngliche prinzipielle Ablehnung des

²⁶ Vgl. Ulrike Oppelt: Film und Propaganda im Ersten Weltkrieg. Propaganda als Medienrealität im Aktualitäten- und Dokumentarfilm, Stuttgart 2002, S. 322.

²⁷ „Je näher das Jahrhundert auf sein Ende zuing, desto mehr wurden diese Widersprüche für Paris wie auch das übrige Frankreich, zum Problem. Nach der niederschmetternden Niederlage von Louis Napoleons Zweitem Kaiserreich 1870/71 gegen die Preußen und dem verheerenden Bürgerkrieg, der in Paris ausgefochten wurde, trat dem traditionellen Gefühl für den Ruhm und die Größe Frankreichs, dem Bewusstsein, im kontinentalen Europa eine Vormachtstellung innezuhaben, die frische Erinnerung an das Debakel gegenüber. Meldungen, man stehe kurz vor einem erneuten Krieg, waren an der Tagesordnung; die Skandale im öffentlichen Leben schienen sich zu multiplizieren und ausnahmslos von einem Schwall von Bombenattentaten der Anarchisten begleitet zu werden.“ Modris Eksteins: Tanz über Gräben. Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg, Hamburg 1990, S. 80f.

²⁸ Rainer Bendick: Kriegserwartung und Kriegserfahrung. Der Erste Weltkrieg in deutschen und französischen Schulgeschichtsbüchern (1900-1939/45), Pfaffenweiler 1999, S. 76.

²⁹ John F. V. Keiger: France and the World Since 1870, London; New York 2001.

Krieges korrespondierte in der französischen Gesellschaft mit der einhelligen Bereitschaft zum Verteidigungskrieg gegen Deutschland.³⁰

In den europäischen Kriegsgesellschaften ist spätestens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Etablierung des Bildes vom militärischen Helden festzustellen, das sich auf den Habitus und die mentalen Dispositionen von Generationen von Männern auswirkte.³¹ Es korrespondiert zeitlich mit der Niedergangphase des Bürgertums, die in Deutschland offenbar besonders stark ausgeprägt war. Zwischen 1871 und 1914 befand sich das deutsche Bürgertum – ähnlich wie das in Frankreich und England – in einer Position der Defensive. Mehr noch als die westlichen Nachbarn erkannte es in Deutschland die Notwendigkeit, sich angesichts einer immer besser organisierten Arbeiterbewegung nach unten hin abzuschotten. Die deutschen Verhältnisse zeichneten sich außerdem durch eine relativ große Heterogenität aus, wobei die Sphären von Wirtschafts- und Bildungsbürgertum deutlich voneinander getrennt und für eine Schwächung der bürgerlichen Position insgesamt verantwortlich waren. Die Herausforderungen waren in England auch hinsichtlich der Schaffung eines Nationalstaates und des Prozesses der Entfeudalisierung weitaus geringer als im Deutschen Reich, was den Legitimationsdruck für das Bildungsbürgertum auf der Insel als nicht so gravierend erscheinen ließ.³²

Im Vergleich mit den Verhältnissen in Frankreich fällt in Deutschland vor allem der ausgebliebene Verbürgerlichungsschub auf. In Frankreich hatten bürgerliche Schichten aufgrund der historischen Schwächung des Adels nach 1789 eine deutlich stärkere Position inne, wogegen der Adel östlich des Rheins immer noch wichtige Funktionen einer gesellschaftlichen, militärischen und politischen Elite versah.³³ Zudem fehlte es an jener Dynamik der Industrialisierung, die im Deutschen Reich zum wachsenden Selbstbewusstsein der Arbeiterschaft und damit zu einer Identitätskrise mit den damit verbundenen Bedrohungsängsten des (Bildungs-)Bürgertums beigetragen hatte.

In diesen Zeiten der bürgerlichen Verunsicherung stellte der Kriegsheld ein klares Identifikationsangebot mit überschaubaren Lösungsansätzen dar. Die Verunsicherung sollte demnach durch eine homogene Gesellschaft jenseits von ethnisch-nationalen, geschlechtlichen oder sozialen Konfliktlinien überwunden werden. Die rapide Entwicklung der Massenmedien sorgte für eine entsprechende Popularisierung dieses Mythos. Drake, Nelson und Wellington bildeten als männlich-soldatische Charaktere das Zentrum des nationalen Selbstverständnisses in Großbritannien. Für Deutschland hat René Schilling die Genese des militärisch-heroischen Deutungsmusters anhand der Beispiele Theodor Körners, Friedrich Friesens, Otto Weddigers und Manfred von Richthofens untersucht.³⁴ Dabei zeigt er, dass der militärische Heldenkult keineswegs das ausschließliche Terrain einer preußisch-konservativen Elite im Deutschen Kaiserreich war, sondern bereits weit vor der Reichsgründung von großen Teilen des Bürgertums adaptiert wurde. Insbesondere im Wilhelminismus griffen Militarisierungstendenzen „von oben“ und „von unten“ ineinander –

³⁰ Bendick, S. 91.

³¹ Graham Dawson: *Soldier Heroes. British adventure, empire and the imagining of masculinities*, London 1994, S. 1, verortet die Genese unter Ausblendung epochenspezifischer Charakteristika bereits in der Antike: "The soldier hero has proved to be one of the most durable and powerful forms of idealized masculinity within Western cultural traditions since the time of the Ancient Greeks."

³² Vgl. Eric J. Hobsbawm: *Die englische middle class 1780-1920*, in: Jürgen Kocka [Hrsg.]: *Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich*, Bd. 1, München 1988, S. 79-106.

³³ Vgl. Hartmut Kaelble: *Französisches und deutsches Bürgertum 1870-1914*, in: Jürgen Kocka [Hrsg.]: *Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich*, Bd. 1, München 1988, S. 107-140.

³⁴ René Schilling: *„Kriegshelden“*. Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland 1813-1945, Paderborn; München; Wien; Zürich 2002.

Stig Förster spricht von einem „doppelten Militarismus“³⁵. Sie sorgten für eine entsprechende Dynamik sowohl bei der Aufrüstung als auch beim alltäglichen Militärkult. Inwieweit dieses Konzept auch von unterbürgerlichen Schichten akzeptiert wurde, lässt sich nicht vollständig ersehen. Ausgeschlossen erscheint dies angesichts einer zunehmenden Abkehr der SPD von ihrer fundamentalistischen Militarismuskritik seit den 1890er Jahren allerdings nicht.³⁶ Auch in Arbeiterkreisen zeichnete sich daher eine Annäherung an die militärische Sphäre und damit ein Mehr an Systemkonformität ab.

Je nach Epoche und politischer Konstellation wandelte sich über die Jahrzehnte auch das Bild vom Kriegshelden, wobei unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen spezifische Deutungsmuster für sich reklamierten. Gemeinsam war den verschiedenen Deutungsmustern dass sie in der Regel ein bestimmtes Männerbild transportierten und zur Stabilisierung der Geschlechterordnung beitragen sollten. Das Deutungsmuster des „reichsnationalen Kriegshelden“, der gesellschaftliche Konflikte einebene, hatte im Wilhelminismus Konjunktur und stilisierte das Militär zum Zentrum männlicher Selbstverwirklichung. Mit den Einigungskriegen der sechziger Jahre und dann vor allem mit dem Sieg über Frankreich 1871 wuchs die Identifikationsbereitschaft des Bürgertums mit dem Militärischen. Egalitäre Elemente wie der Gedanke an ein „Volksheer“ wurden zugunsten der Akzeptanz und der aktiven Teilhabe am deutschen Nationalstaat beiseite geschoben.³⁷ Was folgte, war eine Okkupation des Militärischen durch das Zivile, auf der anderen Seite eine habituelle Annäherung bürgerlicher Lebensformen und Wertvorstellungen an das Militärische. Die Kategorien „gedient“ und „ungedient“ entschieden auch über die zivile Karriere. Mit dem Kriegsausbruch im Sommer 1914 sahen dann vor allem Bildungsbürger ihre Chance, sich gegen drohende Statusverluste zur Wehr zu setzen, indem sie mehr als alle anderen gesellschaftlichen Schichten ihre Kampfbereitschaft offen zur Schau stellten.³⁸

Seit den 1880er Jahren sind durchgreifende „Patriotisierungstendenzen“ sowohl im Deutschen Reich als auch in Frankreich auszumachen. Diese drückten sich beispielsweise in der militärisch-nationalistischen Rekrutenschulung ebenso aus wie in den spezifischen Ausformungen der nationalen Festkulturen.³⁹ Die heroische Männlichkeit manifestierte sich nach dem deutsch-französischen Krieg im „Kult der toten Krieger“ in Form zahlloser Ehrenmale und Kriegerdenkmäler in beiden Ländern.⁴⁰ Der Begriff des Nationalen fokussierte sich fortan in der Armee.⁴¹ Deren Inszenierungen bedienten die Erwartungen eines Massenpublikums und ähnelten einem populistischen Staatskult, der durchaus Züge moderner Massenmobilisierung tragen konnte. Insbesondere die allgemeine Wehrpflicht wurde zu einem Symbol der Wehrbereitschaft, indem sie ehemalige, aktive und künftige Soldaten in den nationalen Waffenkult integrierte.⁴² Die Folge war eine intensive Verschränkung der

³⁵ Stig Förster: *Der doppelte Militarismus: die deutsche Heeresrüstungspolitik zwischen Status-quo-Sicherung und Aggression 1890-1913*, Stuttgart 1985.

³⁶ Vgl. Bernhard Neff: *„Wir wollen keine Paradedruppe, wir wollen eine Kriegstruppe...“ Die reformorientierte Militärkritik der SPD unter Wilhelm II. 1890-1913*, Köln 2004.

³⁷ Frank Becker: *Bilder von Krieg und Nation. Die Einigungskriege in der bürgerlichen Öffentlichkeit Deutschlands 1864-1913*, München 2001, S. 489.

³⁸ Vgl. Becker, S. 511.

³⁹ Wolfgang Kaschuba: *Die Nation als Körper. Zur symbolischen Konstruktion „nationaler“ Alltagswelt*, in: Etienne François/Hannes Siegrist/Jakob Vogel [Hrsg.]: *Nation und Emotion. Deutschland und Frankreich im Vergleich. 19. und 20. Jahrhundert*, Göttingen 1995, S. 295.

⁴⁰ Annette Maas: *Der Kult der toten Krieger. Frankreich und Deutschland nach 1870/71*, in: Etienne François/Hannes Siegrist/Jakob Vogel [Hrsg.]: *Nation und Emotion. Deutschland und Frankreich im Vergleich. 19. und 20. Jahrhundert*, Göttingen 1995, S. 215.

⁴¹ Jakob Vogel: *Nationen im Gleichschritt. Der Kult der „Nation in Waffen“ in Deutschland und Frankreich, 1871-1914*, Göttingen 1997, S. 13.

⁴² Vogel, S. 286f.

militärischen und zivilen Sphären die sich u.a. in der freiwilligen Beteiligung der militärnahen Verbände am Konzept der Wehrhaftigkeit ausdrückte. Die Veteranenverbände übernahmen dabei die Funktion eines Motors des öffentlichen Traditionskults und sorgten in beiden Ländern für einen „verbreiteten Folkloremilitarismus“.⁴³

Auch in Großbritannien hielt sich die Vorstellung vom männlichen Heldentum: “To grow up a boy in Britain seemed to have meant, for generations, an unavoidable encounter with the potency of national military manhood.”⁴⁴ Nationalistische Bedrohungsängste – hervorgerufen einerseits durch den schrumpfenden „Vorsprung“ gegenüber dem Deutschen Reich und den Burenkrieg andererseits – sorgten für erhebliche Unruhe. So erhielten auch in Großbritannien rechtsextreme Verbände starken Zulauf, ohne dass diese jedoch einen vergleichbaren Einfluss wie in Deutschland gewinnen konnten.⁴⁵ Es sei betont: Das Bild vom heroischen Soldatentum war keineswegs auf rechtsextrem-nationalistische Kreise beschränkt. Das Stereotyp der Maskulinität scheint in Großbritannien darüber hinaus besonders eng mit Vorstellungen von Abenteuer und Sport verbunden gewesen zu sein. Wer als britischer Kriegsgefangener am Krieg nicht mehr teilnehmen konnte, musste im Lager auf der „Auswechselbank“ Platz nehmen – mit einem entsprechend geringeren Rechtfertigungsbedürfnis gegenüber der Heimat.

Der Militarisierungsgrad der europäischen Vorkriegsgesellschaften scheint insgesamt ein hohes Ausmaß erreicht zu haben. Selbst die gesellschaftspolitische Aufwertung des Faktors Militär in Deutschland nach dem Krieg von 1870/71 erscheint vor diesem Hintergrund eher als zeittypisch denn als spezifisch deutsches Phänomen, auch wenn man konstatieren muss, dass es in Deutschland eine besonders intensive Ausprägung erfuhr.⁴⁶ So wird verständlich, warum sich offenbar Hunderttausende von Kriegsgefangenen und Zivilinternierten gleich welcher Nationalität zwischen 1914 und 1918 in ihrer gesicherten Position unwohl fühlten. Die allgemein erwartete mentale Kriegs- und Kampfbereitschaft ließ die Beteiligung am Krieg zum Lackmus-Test nationaler Zuverlässigkeit werden. Innerhalb der bürgerlichen Kriegsgesellschaft bestimmte sie das Ansehen des Einzelnen und der sozialen Gruppen. Es musste die Kriegsgefangenen in ihrem männlichen Selbstverständnis treffen, vom weltgeschichtlichen Schicksalskampf ausgeschlossen zu sein. Dem Erwartungsdruck versuchten sie zu begegnen, indem sie auf vielfältigste Weise ihre nationale Zuverlässigkeit und Leistungsbereitschaft dokumentierten. Das Gefühl des „Ausgeschlossenenseins“ belastete die Kriegsgefangenen und ließ Schuldgefühle entstehen. Angesichts der schrecklichen Kriegsleiden, die ihnen in den Lagern erspart blieben, waren sie in besonderer Weise anfällig für psychische Beeinträchtigungen.⁴⁷ Denn sie waren selbst von den ärgsten Bedrohungen verschont geblieben und konnten nichts mehr dazu beitragen, diese von ihren Kameraden an der Front – oder abstrakter – von der Heimat fernzuhalten.

⁴³ Vogel, S. 288.

⁴⁴ Dawson, S. 4.

⁴⁵ Arnd Bauerkämper: Die „radikale Rechte“ in Großbritannien: nationalistische, antisemitische und faschistische Bewegungen vom späten 19. Jahrhundert bis 1945, Göttingen 1991, S. 92. Bauerkämper betont zu Recht die Unterschiede, die die extreme Rechte in Großbritannien ohne größeren politischen Einfluss bleiben ließen: Die Industrialisierung mit ihren sozialen Umwälzungen setzte weniger abrupt als in Deutschland ein und begrenzte das Konfliktpotenzial. Die starke Position des Parlamentarismus und ein gefestigtes politisches System wirkten ebenfalls eindämmend.

⁴⁶ Vogel, S. 290.

⁴⁷ Judith Lewis Herman: Die Narben der Gewalt. Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden, Paderborn 2003, S. 80: „Schuld kann als ein Versuch verstanden werden, doch noch eine sinnvolle Lehre aus dem grauenhaften Geschehen zu ziehen und zumindest teilweise Macht und Kontrolle zurückzugewinnen.“

4. Die Soldaten 2. Klasse – das konservierte August-Erlebnis

Trotz aller Entbehrungen und materiellen wie psychischen Unzulänglichkeiten führte kein Weg an der Erkenntnis vorbei, dass das Lager – verglichen mit dem Schützengraben – relativ sicher war. Wer über eine einigermaßen gute körperliche Konstitution verfügte und von ansteckenden Krankheiten verschont blieb, konnte in den Lagern der Westfrontstaaten einigermaßen gewiss sein, den Krieg zu überleben. Offenbar war dies aber bei weitem nicht für alle Insassen ein Wert, den es zu schätzen galt. Nimmt man die Minderheit derjenigen Gefangenen aus, die sich bewusst dem Feind ergaben, so stößt man auf Aussagen, die die Unzufriedenheit mit der eigenen Situation dokumentieren. Allein die Häufigkeit und Intensität dieser Aussagen in den Quellen deutet darauf hin, dass es sich um mehr als bloße Lippenbekenntnisse handelt. Die Kriegsgefangenen hatten das August-Erlebnis verinnerlicht – ihre Kriegserfahrungen fokussierten zu einem beträchtlichen Teil auf der euphorischen Stimmung, die 1914 zumindest in Kreisen des Bildungsbürgertums vorherrschte – gleichzeitig konnten sie an ältere Militarisierungstraditionen anknüpfen. „Stürmische Begeisterung“ und ein Gefühl der Dankbarkeit, „in dieser Zeit leben zu dürfen“ empfand nach eigenen Angaben zu Kriegsbeginn ein späterer Gefreiter namens Adolf Hitler.⁴⁸ Wer nicht dabei war, schien etwas zu verpassen. Mit ihrer Zuschauerrolle konnten sich die Kriegsgefangenen und Zivilinternierten nicht abfinden. Insbesondere für die Zivilisten kam die Internierung zu Beginn des Krieges gänzlich unerwartet, während sich die Kriegsgefangenen zumindest auf diese Möglichkeit einstellen konnten. Unverständnis für die Gefangenschaft bekundete daher ein deutscher Zivilist in Australien: „Uns ist das Los zugefallen, müßig zuzuschauen, während man daheim die bittersten Qualen und höchsten Leiden durchkosten muß. Was war unser Fehl, daß man uns aus unserem Leben, aus unseren Wirkungskreisen herausriß?“⁴⁹ Eine Antwort auf diese Frage musste ausbleiben, da die Internierung von Zivilisten eine neue Qualität im modernen Massenkrieg bedeutete. Da sich die Kriegsgefangenen und Zivilinternierten von der Außenwelt falsch oder gar nicht verstanden fühlten, wählten sie die Lagerzeitungen, um ihre Perspektive zu kommunizieren. Im Zivilistenlager Douglas, Isle of Man sprach ein Internierter deutlich aus, was ansonsten nur unterstellt wurde: Dass nämlich die Öffentlichkeit ein falsches Bild vom Dasein im Lager habe und die Gefangenen ihre Lage keineswegs genossen. Andere Schicksale wie der Kampf an der Front und der heroisierte Heldentod seien zu bevorzugen:

Die Welt, die blinde Welt, wird mich beneiden –
Sie ahnt ja nicht, wie bitter weh es tut
Machtlos zu träumen, während and´re leiden.
Und doch – Du der Du fielst im Kampf um Hab´ und Gut,
Um Ehre, Heimat, um Dein eigen Blut –
Du bist der glücklichere von uns beiden.⁵⁰

Mitunter spricht aus den Aussagen der Kriegsgefangenen nicht nur das Bedürfnis, sich als moralisch gleichrangig mit den Frontsoldaten zu betrachten, sondern sogar der Versuch, eine Überhöhung der eigenen Position zu konstruieren. Die kommunikative Isolation und die Ungewissheit über den Fortlauf der Kriegereignisse diente in diesen Fällen als Begründung, um das eigene Schicksal als besonders belastend darzustellen: „Das ist des Krieges allerschwerstes Los: Gefangen sein auf fremder Zitadelle“, dröhnte es aus den *Deutschen Blättern* aus Dorchester⁵¹, um mit solchen Tönen die eigenen Selbstzweifel zu überspielen. Der Eindruck, hinter dem Lagerzaun zu weltgeschichtlichen Randfiguren degradiert zu sein ergriff die Gefangenen, je größer die räumliche Distanz zum Kriegsschauplatz war. Im „Idyll“

⁴⁸ Zit. n. Roger Chickering: Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, München 2002, S. 25.

⁴⁹ *Kamp-Spiegel* Nr. 23 v. 16. September 1917, S. 1f.

⁵⁰ *Unter Uns* Nr. 4 v. 22. Juli 1917.

⁵¹ *Deutsche Blätter* Nr. 1 v. 29. März 1916.

der fernen asiatischen Lager wuchs die Unruhe, weil man auch kommunikativ von den Frontlinien in Europa abgeschlossen war.

In einer Huldigung an den Kaiser verband ein Gedicht den Gedanken der militärischen Pflichterfüllung mit dem ungestillten Aktivismus der Gefangenen: Die erzwungene Waffenruhe sei nur temporärer Natur, auch weiterhin wolle man dem Kaiser und dem Vaterland die Treue halten.⁵² „Tausendmal lieber in der Front als in Gefangenschaft. Wie viele traurige Stunden habe ich schon verlebt“, lautete das forsch klingende Fazit eines Briefes aus dem japanischen Lager Kurume.⁵³ Aus der überseeischen Lager-Perspektive konnte sich der Kriegsschauplatz erst recht als idealisiertes Idyll, als Scheinwelt etablieren. Wer in den gut ausgestatteten Lagern Japans, Australiens oder Kanadas saß, dem fiel es nicht schwer, seine Kampfbereitschaft zu betonen, um dem bekannten Generalverdacht gegenüber Kriegsgefangenen entgegenzuwirken. Im *Amherster Spatz* hieß es:

In dem großen Völkerringen,
Tatenlos sind wir verbannt;
In uns ist ein Sehnsuchtklingen,
Sehnsucht nach dem Vaterland!
Könnten wir im Felde streiten
Für die Heimat, die bedroht,
Gerne würden wir erleiden
Vaterland, für Dich den Tod!⁵⁴

Die in den Lagerzeitungen geäußerte Kampfbereitschaft sollte nicht mit einer generell brutalen, kriegslüsternen oder militaristischen Einstellung verwechselt werden. Immer wieder taucht nämlich ein Motiv auf: das Gefühl, nicht dabei gewesen zu sein, wenn weltgeschichtlich Bedeutsames passierte. Viel mehr ging es den Autoren also darum zu dokumentieren, dass man im Lager nicht unweigerlich von der Norm des kämpfenden Kriegers abweichen musste und weiterhin als Verteidiger nationaler Werte zur Verfügung stand.⁵⁵ Wenn der Krieg als Prüfstein der Maskulinität galt, dann wollten die Kriegsgefangenen in eben diesem Punkt nicht scheitern. Selbst wenn sie sowohl des Kontakts sowohl mit Frauen als auch der Waffen entbehren mussten (quasi eine „doppelte Entmannung“), so versuchten sie mit Ersatzhandlungen wie der Publikation von Lagerzeitungen zumindest ihre mentale Kampfbereitschaft zu suggerieren. Die latente Botschaft lautete: Wenn der Krieg eine Charakterprüfung darstellte, dann konnte man den männlichen Charakter nicht nur im Schützengraben, sondern ebenso gut hinter Stacheldraht beweisen.⁵⁶ Der Ausschluss von den Kampfhandlungen sollte aber nur eine vorübergehende Einschränkung männlich-gefestigten Handelns darstellen. Eine direkte Art, den offenen „heroischen“ Kampf mit gefangenenspezifischen Mitteln fortzuführen, lag in der Sabotagetätigkeit, die ebenfalls die Funktion einer Ersatzhandlung annehmen konnte.⁵⁷ Eine weitere Möglichkeit, um dem Vorwurf mangelnden kriegerischen Engagements entgegenzuwirken, lag darin, den Wert der eigenen Leistung in die Zukunft zu projizieren. Während die Frontsoldaten gegenwärtig ihre Aufgabe versahen, sollte dies für die Kriegsgefangenen künftig gelten.

⁵² *Lagerfeuer* Nr. 1 v. 27. Januar 1916: „Fernab stehn wir, die um verlornen Posten / Gefochten, bis das Schwert entsank der Hand. / Doch ob die Waffe ruht, sie soll nicht rosten, / Und ruft uns neue Arbeit hier im Osten, Dir gilt sie, Kaiser und dem Vaterland.“

⁵³ Bundesarchiv Berlin R 1508, 336. Brief Hans Steinbachers vom 8. Mai 1915.

⁵⁴ *Amherster Spatz* Nr. 4 v. 30. Juli 1916.

⁵⁵ Vgl. Mosse, *Das Bild des Mannes*, S. 146.

⁵⁶ Mosse, *Shell-shock*, S. 102.

⁵⁷ Vgl. Württembergisches HStA M 77/1-904.

Das in den Lagerzeitungen zum Ausdruck kommende Legitimationsbedürfnis der Kriegsgefangenen und Zivilinternierten war nach der Rückkehr in die Heimat keineswegs gestillt. Denn offensichtlich hatten die Lagerzeitungen ihr Ziel gegenüber der Heimatöffentlichkeit nicht erreicht. Bis in die dreißiger Jahre hinein waren die Veteranenverbände der Kriegsgefangenen darum bemüht, für ein positives Image ihrer Klientel zu sorgen. Nicht der Kampf oder ein wie auch immer geartetes Fronterlebnis war die Grundlage des gemeinsamen Handelns, sondern die im Lager erlebte und später verklärte „Männer-Kameradschaft“. Von hier aus war es nur ein kurzer Weg, um den Gedanken an die Volksgemeinschaft zu adaptieren und auch andernorts gepflegte Aversionen gegen den „Parteienstaat“ von Weimar zu kultivieren. Erst als Adolf Hitler im Sommer 1933 anlässlich einer Veteranentagung in Hamburg allen ehemaligen Kriegsgefangenen den Frontkämpferstatus offiziell zubilligte, wähten sich diese am Ziel ihrer gesellschaftlichen Anerkennungsbestrebungen.